

## »OHNE GÖTTER HUMAN SEIN«

### *Sachsen, Dresden und kein Ende*

---

#### I

Im Krieg der Qualitätsmedien und einer volkspädagogisch ambitionierten Politologie gegen Sachsen bedeutet »das Sächsische« das frevlerisch bejahte »Eigene, Deutsche, Ostdeutsche«. <sup>1</sup> Es ist ein Krieg von fast durchweg west-, mithin mehrheitsdeutschen Meinungsbildnern gegen eine Minderheit, die aller Merkmale einer schutzwürdigen Gruppe ermangelt. Auch als exotisch-»bereichernd« erscheint »das Sächsische« nicht. Was also ist an ihm, das regelmäßig zum Affektausbruch reizt?

Wollte man das Thema humoristisch angehen, könnte man zunächst auf die Überlegenheit von Sachsens Schulwesen gegenüber dem bildungsferneren Bundesländer verweisen. Die antisächsischen Ressentiments hätten somit eine Basis in begründeten Neid- und Minderwertigkeitsgefühlen. Es ist ein offenes Geheimnis, daß eine Mathematik-Eins an einer Münchner Schule oft nur einer Zwei minus oder einer Drei an einer gleichrangigen Dresdner Schule entspricht. Auch können sächsische Schüler – durchaus akzentfrei – Gedichte, gar deutsche Gedichte rezitieren. Bereits das hierzu erforderliche Auswendiglernen gilt einer spätemanzipatorischen Pädagogik freilich als schwerer Eingriff in Persönlichkeitsrechte, als »autoritär« ohnehin.

Die aktuellen Anti-Sachsen-Affekte der Meinungsbildner künden aber auch von einem Akzentwechsel in der Deutung des deutschen »Anderen«, »Fremden«, »Nicht-Eigenen«, kurz: des Ostens. In der bald nach 1990 entstandenen, äußerst reichen Nostalgiliteratur über die alte Bundesrepublik stand Sachsen oft exemplarisch für Bürgerbewegung wie Beitrittsbegehre inklusive Beitrittskosten,

mithin für den Ursprungsort von Deutschlands materiellem Abstieg. Hinzu kamen politische Unbotmäßigkeiten des deutschen Ostens insgesamt. Sie galten in den ersten Einheitsjahren als Ausdruck nicht nur mangelnder Demokratie-, sondern auch Wirtschafts- und Eigentumserfahrung, von »Entbürgerlichung« und »Verproletarisierung« (Jörg Schönbohm). Rasche Verbürgerlichung, wenn möglich Christianisierung war das empfohlene Zivilisierungsmittel. Darin bezeugte sich der mehrheitsmedial gepflegte Glaube an eine diffuse »gesellschaftliche« oder »bürgerliche Mitte« als Springquell aller Freiheitsliebe, Demokratietreue und Weltoffenheit. Er bröckelte angesichts eines explizit bürgerlichen Widerstandes gegen Merkels Migrationspolitik. Dieser Widerstand kam aus einem so mühsam wie kostspielig rekonstruierten Nachwendesachsen und namentlich aus seiner flußnahen Perle. War es nun nicht gerade eine bürgerliche, nämlich bildungs- gleichwie stadtbürgerliche, mithin »zivilgesellschaftliche« Bewegung, die sich den Massenzug von Unqualifizierten verbat?

Die Rede ist natürlich von Dresden, das heute zum besonderen Ärgernis der Mehrheitspresse geworden ist. Und zwar gerade deshalb, weil es heftig an Selbstdeutungen des deutschen Westens nagt. Jahreszeitlicher Höhepunkt des Unbehagens an Dresden ist das Erinnern an den 13. Februar 1945. Von sächsischer Weinerlichkeit, sächsischem Selbstmitleid ist qualitätsmedial immer wieder zu lesen und zu hören. Schließlich seien auch anderswo Bomben gefallen!

Opferbilanzen und komparatives »Leichenzählen« (Paul Ricœur) sind unter Weltoffenen gern genutzte Mittel, wenn es den Dresdnern mangelnde Empathie mit fremdem

Kriegsleid und mit den neuen Deutschen zu attestieren gilt. Auch werden beträchtliche Forschungsarbeit und Fördergelder investiert, um Analogien zwischen der Nazi- und der SED-Propaganda zum 13. Februar nachzuweisen. Das betrifft Opferzahlen, doch ebenso Sprachliches (»Bombenterror«, »Terrorangriff«). Ein skurriles, aber keineswegs untypisches Beispiel war die regierungsoffiziell erbetene Studie *Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit* von 2017. Mitarbeiter eines landschaftlich reizvoll beheimateten Instituts für Demokratieforschung reisten für ein paar Tage nach Sachsen und fanden heraus: Der Grund für das anhaltend fremdenfeindliche Gedenken der Sachsen liegt in seinem provinziellen Antiamerikanismus. Dresden nehme es den US-Amerikanern nach wie vor übel, daß mit ihnen eine Nation von Einwanderern und Kosmopoliten das Elbflorenz zerbombt habe. Hier wirke das unselige DDR-Erbe fort. »So wurde in der Nachkriegszeit die Bombardierung Dresdens von der SED-Führung als Beweis für die Brutalität des »westlichen Imperialismus« ausgelegt. Im Lehrplan für das Fach Geschichte von 1951 war zum Beispiel vorgesehen, die »Terrorangriffe der angloamerikanischen Bomber auf die Zivilbevölkerung« zu behandeln»<sup>2</sup>. Angesichts dieser direkten Linie vom »ethnozentrischen«<sup>3</sup> Antiamerikanismus des Jahres 1951 zu nachwendischen Willkommensdefiziten im Raum Dresden erscheint der 1945er-Bombenangriff auf die Stadt der Freiheits-, Fremden- und Flüchtlingsmuffel fast gerechtfertigt. Ein Journalist vom Westberliner *Tagesspiegel* bot eine noch subtilere Deutung: Die USA, bekannt für das harmonische Zusammenleben und herzliche Willkommenheißsen von Einwanderern, seien das natürliche Feindbild der DDR-geprägten Wutbürger: »Ein latenter Antiamerikanismus, der sich einst wegen der Bomben aufbaute, richtet sich heute gegen die gesellschaftliche Wirklichkeit eines Einwanderungslandes.«<sup>4</sup>

Hier ist die Verbrennung einer Stadt und ihrer Menschen vollends zur moralischen Erziehungsmaßnahme, wenn nicht zum Vorspiel der *re-education* erhoben. Neben dem Wunsch, auf der Siegerseite der Geschichte zu stehen, machen derlei Entgleisungen ein hermeneutisches Dauerproblem sichtbar. Der historische Horizont altbundesdeutscher Ostdeutschland-Interpreten ist durch die nur einseitige Systemerfahrung enger. Die nachwendische wie die DDR-Lebenswelt müssen sie sich durch die offizielle Parteisprache, durch Propagandabegriffe der SED erschließen.

Diese Sprache denken sich die Interpreten, in der Regel selbst milieuideologisch formatiert, als einen Nürnberger Trichter, durch den Parteiideologie zu Gefühlsrealität geworden sei. Als ob die Dresdner einer Anweisung von oben bedurft hätten, um sich des Infernos zu erinnern und diese Erinnerung wachzuhalten!

Die Auslöschung Dresdens war weder eine Nazi- noch eine SED-Erfindung. Und auch »der Russe« betrieb keine planmäßige Vernichtung deutscher Städte. Eben darin liegt das Problem für die westliche Siegerapologetik. Dresden ist eine Herausforderung gegenüber ihrem Geschichtsglauben, wonach nicht die militärisch Stärkeren, sondern die moralisch Besseren einen Krieg gewinnen. Bereits das Wort »Terror« wird so zum Sakrileg. Tatsächlich spiegelt es das Selbstverständnis, auch die Ausdrucksweise der Befehlshaber von RAF/USAAF.<sup>5</sup> In seinem englischen Ursprung bedeutet Terror »Furcht«, einen »Schrecken«, mit dem man die deutsche Bevölkerung erklärtermaßen von der Naziführung zu separieren hoffte. Bekanntlich war das Gegenteil der Fall.

## II

Im Streit um erwünschte und unerwünschte Einwanderung ist der 13. Februar zum Testfall für Zivilgesinnung geworden: Wer in Dresden immer noch zu trauern wagt, der habe die Lektion aus deutscher Geschichte nicht gelernt, die gleichermaßen auf ein »Nie wieder!« und ein »Wir schaffen das!« laute. Doch bleiben die Luftangriffe auf deutsche Städte eine peinliche Gegenevidenz zur These, mit den Westmächten hätte Zivilisation über Barbarei gesiegt. Versuche moralischer Vorwärtsverteidigung waren in der Alt-BRD selten. Man erinnert sich daher um so deutlicher an eine Intervention des

1 Aufgrund »historisch gewachsener Neigungen« und »Dispositionen« neige man zwischen Heidenau, Freital und Dresden zu »einer Überhöhung des Eigenen, Sächsischen, Ostdeutschen, Deutschen«, heißt es in der umstrittenen Studie »Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit in Ostdeutschland«, Göttingen 2017 (S. 193, 195, 206).

2 Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit, S. 41. Weiter heißt es: »Dabei scheute sich die SED nicht, den Luftkrieg mit den Gräueltaten des NS-Regimes zu vergleichen ...«

3 Ebd., S. 198.

4 Albert Funk: »Das Tal der Anfälligen. Rechtsextremismus in der Region um Dresden«, in: *Der Tagesspiegel*, 26.08.2015.

5 »In private, the Air Staff had no compunction about using the term »terror« (Leo McKinsky, »The revenger's tragedy«, in: *New Statesman*, 17.12.2009).

Literaturwissenschaftlers und *Merkur*-Herausgebers Karl Heinz Bohrer von 1991. Dieser hatte versucht, die US-amerikanischen Bombardements im zweiten Golfkrieg durch Einklammerung ihrer völkerrechtlich-moralischen Aspekte zu normalisieren. Bohrer argumentierte psychologisch und ästhetisch: Die militärische Praxis echter, selbstbewußter Weltmächte wie der angloamerikanischen charakterisiere ein »selbstverständlicher Umgang mit dem Horrorszenario«, der es ihnen »schon 1945 erlaubte, Dresden und Hiroshima fast ohne moralische Skrupel auszulöschen. Als Herren der Geschichte des 20. Jahrhunderts haben sie kein Schmerz- und Schuldbewußtsein entwickelt, so wenig wie der sich gesund Fühlende zum Psychiater geht.«<sup>6</sup>

Bei Bohrer ist die landestypische Anbiederung bei der »eigenen« Besatzungsmacht – eine Selbstverleugnung, die den Bewohnern der Ostzone durch »ihre« Besatzer schwer gemacht war – bis zum Versuch einer seelischen Anverwandlung gediehen. Zudem umgibt sie sich mit einer Aura intellektueller Kühnheit. »Kaltblütig«, »entschlossen«, »skrupellos« waren und sind Lieblingswörter des – selbstredend ungedienten – Ernst-Jünger-Verehrers.<sup>7</sup> Doch hat das Wörterrasseln einen sachlichen Bezug. Bohrer registrierte eine politische Selbstprovinzialisierung des westlichen Teilstaats, seinen Status als Filiale der USA. Er litt am Nichtheroischen der westdeutschen Nachkriegsgründung, einer geschichtsfreien »Fußgängerzone«.<sup>8</sup> Zugleich wollte Bohrer – wie die meisten Bundesdeutschen – nicht zuerst Deutscher, sondern Westdeutscher, Westeuropäer, Westler, kurz: bei den »Herren der Geschichte« sein. Den Abschied von der deutschprovinziellen »neuen Händlergesinnung« in ihrer »winselnden Harmlosigkeit«<sup>9</sup> erhoffte Bohrer davon, daß die Bundesrepublik US-amerikanische Außenpolitik endlich aus eigener Kraft betreibe. Dem Bielefelder Gelehrten schwebte eine Übernahme der Siegersperspektive auch auf die eigene Geschichte vor – Provinzialismusüberwindung durch Totalprovinzialisierung!<sup>10</sup> Zugehörigkeit zu einem allein durch »Werte« bestimmten »Westen« befreie von nationalprovinzieller Handlungsschwäche wie Schuldgeschichte. Das könne man – hierin dachte Bohrer nicht anders als Habermas – von den Normalnationen des Westens lernen. Für Bomben auf den Irak warb Bohrer 1991 wie folgt: »Nicht von ungefähr zeigen eben jene westeuropäischen Länder den Willen zur Entmachtung [Saddam Husseins], die eine lange, eindrucksvolle demokratische Tradition besitzen: die angel-

sächsischen Seemächte, die immer noch selbstbewußten Niederlande, die französische Republik Mittelmeers und das dem Westen seit Jahrhunderten tief integrierte Italien. Es sind die gleichen Mächte, die Nazideutschland vor fünfzig Jahren ohne Skrupel in die Niederlage bombten.«<sup>11</sup>

Zwar wirken die Geschichtskennntnisse des Literaturprofessors hier etwas verblaßt, doch nicht dies machte seinerzeit Skandal. 1991 wurde Bohrers Jargon der Entschlossenheit als kaltschnäuzig und menschenverachtend gerügt, etwa durch SPD-Präzeptor Peter Glotz. Was heute stärker auffällt, ist die Reduktion kollektiver Erfahrungsbestände auf psychologisches Gedankenspiel. Ähnlich versucht die Willkommenskultur seit 2015, eine kollektive Herausforderung in moralische Befindlichkeitspflege einzuspeisen, wie sie für isolierte Privatpersonen typisch sein mag. Was beidem zugrunde liegt, ist jahrzehntelanger Dispens von realer Haftbarkeit, von Real- qua Nationalgeschichte. In Bohrers Vernichtungsschwelgereien hatte er eine besonders bizarre Gestalt angenommen. Das Großfeuilleton hat sie inzwischen nostalgisch umkränzt. »Von allen Intellektuellen ist er der verwegenste Abenteurer. Karl Heinz Bohrer: Der Britte unter den Deutschen«, schwärmte Ijoma Mangold in der *Zeit*.<sup>12</sup> Und die US-Amerikaner? »Wissen Sie«, beschied der Abenteurer demselben Blatt, »den Krieg haben die Amerikaner gewonnen, indem sie janzend aus dem Meer herauskamen, vor diesen tapferen, aber tumben und vollkommen anachronistischen deutschen Soldaten. Das war der Triumph der Säkularisation. Ohne Götter human sein.«<sup>13</sup>

6 Karl Heinz Bohrer: »Provinzialismus (II). Ein Psychogramm«, in: *Merkur* 504 (1991), S. 254–262, hier: S. 257.

7 Man zähle einmal diese Adjektive in Bohrers Publizistik von *Englische Ansichten* (1982) bis zu seiner Autobiographie *Jetzt* (2017) nach!

8 Ein BRD-Sinnbild, das sich bei Günther Maschke ebenso wie – mit ausdrücklichem Bezug auf Bohrer – in einem Gedicht Heiner Müllers findet!

9 Vgl. Karl Heinz Bohrer: *Provinzialismus. Ein physiognomisches Panorama*. München 2000, S. 11, 14.

10 »Verkappte Abkehr vom Westen (sprich: den Vereinigten Staaten)« sei »Konsequenz einer provinziellen Mentalität!«, Bohrer, a. a. O., S. 45.

11 Ebd., S. 34.

12 *Die Zeit*, 21.09.2012.

13 Im Gespräch mit Thomas Assheuer: »Das ist das letzte Gefecht«, in: *Die Zeit*, 07.03.1997.



Sven Abraham: TT #32



Sven Abraham: TT #35